FERNSEHEN

Entgleistes Leben

In der griechischen Tragödie ist es der Chor, der die Gefühlsdimension einer Handlung deutet. In dem TV-Film „In aller Stille“ (Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD) reicht dafür das Gesicht einer Schauspielerin: Nina Kunzendorf. Die ganze Resignation eines entgleisenden Frauenlebens zeigt sich in den schönen und herben Zügen dieser Darstellerin, und Regisseur Rainer Kaufmann („Ein fliehendes Pferd“) tut gut daran, seinen Film nach dem Buch von Ariela Bogenberger auf diesen Seelenspiegel in Großaufnahme zu konzentrieren. Wir sehen in die Augen der ratlosen Mutter Anja, die durch die Trennung von ihrem Mann (Michael Fitz) die Liebe ihrer Kinder verliert. Wir sehen eine Polizistin, die als Kind missbraucht wurde. Und begreifen, welche Ängste in Anja vorgehen, wenn sie in einem Fall von tödlicher Kindesquälerei ermitteln muss. Solche Handlungskonstellationen machen fassungslos, und Kunzendorf erweist sich als meisterhafte Darstellerin von Fassungslosigkeit – einem ungeheuer modernen und verstörenden Gefühl.

ERIKA HAURI/BR

Kunzendorf in „In aller Stille“

Kino in Kürze

„Buried – Lebend begraben“ findet sich ein amerikanischer, im Irak arbeitender Lkw-Fahrer wieder, als er nach einer Entführung in einer Kiste unter dem Wüstenboden aufwacht. Sein möglicher Sarg ist der einzige Schauplatz im zweiten Spielfilm des spanischen Regisseurs Rodrigo Cortés, der seinem Protagonisten immerhin ein Handy gönnt, damit der mit den Entführern oder seinem wenig hilfsbereiten Arbeitgeber in den USA kommunizieren kann. Neben ein paar geschickt gestreuten Überraschungen sorgt der einzige sichtbare Darsteller Ryan Reynolds mit einer glänzenden Leistung dafür, dass es durchgehend spannend bleibt.

BEGGARSGROUP

Warpaint

POP

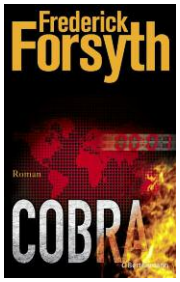
Schöne Müdigkeit

Alles an dieser Band ist Off-Hollywood-Coolness. Warpaint spielen ihre Musik im großen Schatten der Traumfabrik: Die vier Musikerinnen sehen aus, als wären sie einer Werbung des kalifornischen Öko-Hipster-Labels American Apparel entsprungen. Die Sängerin war mit dem Ex-Gitarristen der ortsansässigen Band Red Hot Chili Peppers zusammen. Die Gitarristin hatte eine Affäre mit dem Underground-Filmemacher Vincent Gallo. Die Schauspielerin Shannyn Sossamon hat für eine Weile mitgemacht, ihre Schwester spielt Bass. Warpaint sind eine Band wie aus einem Sofia-Coppola-Film. So hören sie sich auch an. „The Fool“ heißt ihr Debütalbum, psychedelischer Gitarrenpop mit häufig mehrstimmigem Gesang, der die gleiche Melancholie verströmt wie die Filme Coppolas. Neun Songs, jeder ein Selbstgespräch. So klingt die schöne Müdigkeit junger Vertreterinnen einer alt gewordenen Kultur, die sich nichts mehr erkämpfen müssen, weil das schon die Generation der Väter erledigt hat. Kurz: perfekte Herbstmusik.

LITERATUR

Das Schnee-Märchen

So einfach ist das manchmal in der großen Politik: Weil die mitfühlende First Lady im Weißen Haus bei einem Dinner miterlebt, wie eine Kellnerin weinend mit der Suppenterrine im Speiseraum steht und die Gäste nicht mehr bedienen kann, setzt ihr Mann ein geheimes Anti-Drogen-Programm in Gang. Der Enkel der Kellnerin, so erfährt die Präsidentengattin, starb an einer Überdosis Rauschgift. Der Mann im Oval Office, man darf vermuten, dass er Barack Obama sein soll, lässt sich die Geschichte des Jungen erzählen, bestellt ein umfassendes Dossier bei der zuständigen Behörde und engagiert schließlich Paul Deveraux, einen ehemaligen CIA-Agenten mit dem Spitznamen Cobra. Er soll die Kokain-Importe aus Kolumbien stoppen. Cobra hält sich für den Richtigen, fordert zwei Milliarden Dollar, für die er keine Rechenschaft ablegen will, und einen Freibrief vom Präsidenten, der ihm die Kooperation der Bundesbehörden garantiert. Frederick Forsyth, 72, der in seinem Buch „Der Schakal“ 1971 ein versuchtes Attentat auf den französischen Präsidenten Charles de Gaulle beschrieb und damit das Genre des Polit-Thrillers etablierte, hat sich dieses auf Überwältigung des Lesers zielende Schnee-Märchen ausgedacht. Cobra zieht seinen Plan mit der Präzision einer computergestützten Lenkwaffe durch. Und genauso zügig – auf ein baldiges Ende hin – muss man das Buch auch lesen. Nachdenken über das Politikverständnis des Verfassers oder gar über die Glaubwürdigkeit seines Plots reduziert das Vergnügen an diesem Roman. Alles läuft bei Cobra und seinen Helfern erschreckend glatt – bis zur überfälligen, präzise eingesetzten Schlussvolte.



Frederick Forsyth: „Cobra“. Aus dem Englischen von Rainer Schmidt. C. Bertelsmann Verlag, München; 400 Seiten; 22,99 Euro.